

John Maynard Keynes

Von
Paul Davidson

Aus dem Englischen übersetzt
von Richard Barth



Duncker & Humblot · Berlin

S 0 7 JUL. 1 6.

3. Kapitel

**Keynes' Mittelweg: Der Liberalismus
als völlig neuer Ansatz**

Die Frage, ob die uneingeschränkte Entscheidungsfreiheit des Einzelnen das Gemeinwohl befördern könne, beschäftigt Philosophen und Ökonomen seit jeher. Ausgehend von der „unsichtbaren Hand“, die Adam Smith 1776 in „Der Wohlstand der Nationen“ beschrieb, hatte die klassische Ökonomie einen großen theoretischen Überbau entwickelt, um zu erklären, weshalb ein vom Prinzip des *Laissez-faire* geprägtes System, in dem die Regierung den Kräften des Marktes freien Lauf lässt, den Wohlstand in einem Staat maximiert. Im Viktorianischen Zeitalter galt es unter Ökonomen und Politikern als Binsenweisheit, dass eine Volkswirtschaft am besten floriert, wenn sich die Politik aus dem Marktgeschehen heraushält. Der Staat kann Steuern erheben, um durch Militär und Polizei die Sicherheit der Bürger zu gewährleisten, aber er sollte niemals versuchen, das Wirtschaftsleben insgesamt zu beeinflussen.

In „Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrages“ (1919/1920) schien Keynes die Auffassung zu vertreten, dass ein Wirtschaftssystem des *Laissez-faire* unter den im Versailler Vertrag festgehaltenen Bedingungen nicht den von der klassischen Theorie postulierten Fortschritt bringen konnte. Daher überrascht es nicht, dass manche Beobachter zu dem Schluss kamen, Keynes rede dem entgegengesetzten Extrem das Wort, also einem System, in dem die wichtigsten Produktionsentscheidungen vom Staat getroffen werden, und zwar mit Blick auf das Gemeinwohl – kurz: einem sozialistischen System. Doch damit taten sie Keynes Unrecht.

Zum Zeitpunkt, als „Die wirtschaftlichen Folgen des Krieges“ veröffentlicht wurden, verfügte Keynes über keine alternative Theorie, die er der klassischen gegenüberstellen hätte können. In seiner Polemik argumentierte er, im 19. Jahrhundert habe es vier Kräfte gegeben: (1) Bevölkerung, (2) Ordnung, (3) Gesellschaftspsychologie und (4) die Beziehungen zwischen der Alten (Europa) und der Neuen Welt (Amerika). Das habe zu einem labilen Kräftegleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital, Sparen und Konsum, Handelsbilanz und internationalem Kapitalverkehr zwischen Europa und Amerika geführt, dank dessen eine Politik des *Laissez-faire* für einen annehmbaren wirtschaftlichen Fortschritt sorgen konnte.¹ Dieses Kräftegleichgewicht, so Keynes in „Die wirtschaftliche Folgen“, sei zusammengebrochen, und der Versailler Vertrag habe jede Chance, ein sol-

¹ Vgl. Skidelsky 1992, S. 220.

ches Gleichgewicht wiederherzustellen, zunichte gemacht. Es bedurfte also eines anderen Ansatzes.

Keynes war immer der Auffassung, wenn es in irgendeiner Form zu Leid komme, dürfe man das nicht einfach außer Acht lassen. Das Wirtschaftssystem des *Laissez-faire* war nach dem Ersten Weltkrieg für viele mit großem Leid verbunden. Keynes zufolge war es möglich, institutionelle Bedingungen zu schaffen, die dieses Leid mit Hilfe der Kräfte des Marktes lindern und das Gemeinwohl befördern könnten. Keynes glaubte nicht, dass es sinnvoll wäre, die Kräfte des Marktes ganz auszuschalten (wie man das in einem sozialistischen System tun würde). Ein sozialistischer Ansatz war für ihn inakzeptabel.

Als die 1920er Jahre fortschritten und die Massenarbeitslosigkeit und das damit verbundene Leid in Großbritannien zu einem Dauerzustand wurden, erkannte Keynes, dass auch das entgegengesetzte Extrem zu einem völligen *Laissez-faire* kein gangbarer Weg war. Es galt also, eine neue Wirtschaftstheorie zu entwerfen, um erstens die Ursachen für diese tragische Begleiterscheinung unseres Wirtschaftssystems zu erklären, und zweitens eine Alternative zu den beiden Extremen des *Laissez-faire* und des Staatssozialismus zu formulieren. Dazu musste Keynes aufzeigen, wie der Staat sich die Mechanismen des Marktes zunutze machen konnte, um der Massenarbeitslosigkeit ein Ende zu bereiten und allen einen Arbeitsplatz zu verschaffen, die willens waren, für den marktüblichen Lohn zu arbeiten. Anders als häufig behauptet war sein Ansatz nicht einfach nur der Mittelweg zwischen dem *Laissez-faire*-Kapitalismus und einem sozialistischen System, in dem der Staat absolute Kontrolle über Produktion und Handel hat. Es war ein völlig neuer Ansatz.²

Die politische Landschaft Großbritanniens war in den 1920er Jahren von der „Labour“-Partei und den „Tories“ geprägt. In keiner dieser Parteien waren Keynes' wirtschaftliche Überzeugungen mehrheitsfähig. Lediglich bei der „Liberal Party“ bestand die Chance, dass Keynes' wirtschaftspolitische Ideen auf Akzeptanz treffen. Doch obwohl Keynes seiner Natur und seinen Überzeugungen nach zeit seines Lebens liberal eingestellt war, beteiligte er sich erst an der Formulierung liberaler politischer Ideen, als Lloyd George 1926 zum Vorsitzenden der „Liberal Party“ gewählt wurde.³ Keynes versuchte die Liberalen zu einer Abkehr vom *Laissez-faire*-Prinzip zu bewegen, hin zu einem System, das der Initiative des Einzelnen freie Bahn lässt, gleichzeitig jedoch dem Staat ermöglicht, im Falle signifikanter und hartnäckiger Fehlentwicklungen einzugreifen.⁴

1923 veröffentlichte Keynes seinen „Traktat über Währungsreform“ (dt. 1924). Obwohl er zu diesem Zeitpunkt noch immer deutlich von der klassischen Theorie beeinflusst war, propagierte Keynes in diesem Buch einen Ansatz, für Preisstabi-

² Vgl. Skidelsky 2000, S. xvii.

³ Vgl. Skidelsky 1992, S. 21.

⁴ Vgl. Harrod 1951, S. 334.

lilität zu sorgen, ohne zum Goldstandard zurückzukehren. Der damals unter Ökonomen und Politikern vorherrschenden Auffassung zufolge war der Goldstandard ein geradezu sakrosankter Mechanismus, dem man die im 19. Jahrhundert erzielten, wunderbaren Wachstumsraten verdanke.

Preisstabilität, argumentierte Keynes, sei eine notwendige Vorbedingung für die Verlässlichkeit von Verträgen, und diese wiederum Sorge für wirtschaftliche Stabilität. Das auf Unternehmertum basierende Wirtschaftssystem, das wir als Kapitalismus bezeichnen, sei ein Produktions- und Handelssystem, das auf vertraglichen Vereinbarungen zwischen Käufern und Verkäufern beruhe. Daher sei Preisstabilität eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren eines fortschrittlichen, zivilisierten Wirtschaftssystems. Um zu erklären, wie die Preisstabilität gewährleistet werden könne, legte Keynes in seinem „Traktat über Währungsreform“ die in Cambridge gelehrte Variante der klassischen Geldmengentheorie zugrunde. Das Preisniveau, so Keynes, ergebe sich aus dem Wechselspiel zweier Entscheidungen: (1) der Entscheidung der Zentralbank über die Geldmenge, die sie druckt, und (2) der Entscheidung der Bevölkerung, wie viel Geld sie als Wertspeicher zurückhalten wolle, anstatt es für Güter und Dienstleistungen auszugeben. Die Zentralbank müsse daher darauf gefasst sein, unvorhergesehene Veränderungen im Wunsch der Bevölkerung, Geld als Wertspeicher aufzubewahren, auszugleichen, indem sie die Geldmenge erhöhe (bzw. reduziere), sobald die Leute mehr (bzw. weniger) Geld sparen.

Keynes erkannte jedoch, dass die in Cambridge gelehrte Variante der klassischen Theorie der Geldmenge nur auf lange Sicht zutreffend war. Aber diese „lange Sicht“, so eines der berühmtesten Zitate Keynes', sei ein schlechter Ratgeber für die Tagespolitik: „Auf lange Sicht sind wir alle tot. Ökonomen setzen sich ein zu leichtes, zu nutzloses Ziel, wenn sie uns in stürmischen Zeiten nichts weiter sagen können, als dass die See wieder ruhig sein wird, wenn der Sturm längst abgezogen ist.“⁵ Die schwierige, aber lohnende Aufgabe, der Ökonomen sich widmen sollten, betreffe die Frage, welche wirtschaftspolitischen Maßnahmen kurzfristig zu ergreifen seien, wenn es zu ökonomischer Instabilität komme. Die klassische Wirtschaftstheorie hatte auf diese Frage leider keine Antwort.

Als Winston Churchill im April 1925 entschied, dass Großbritannien zum Goldstandard und dem alten Wechselkurs zurückkehren werde, bezeichnete Keynes das als großen Fehler, da das englische Pfund dadurch etwa 10 Prozent zu hoch bewertet werde. Um weiterhin exportieren zu können, so Keynes, werde Großbritannien daher die Produktionskosten, das heißt die Löhne, um 10 Prozent senken müssen. In einem *Laissez-faire*-System könne eine solche Lohnreduktion jedoch nur durch eine massive, dauerhaft hohe Arbeitslosigkeit erzielt werden, die eine Schwächung der Arbeiterschaft zur Folge habe, so dass diese das bestehende Lohnniveau nicht verteidigen könne. Keynes war deshalb überzeugt, dass Groß-

⁵ Keynes 1924, S. 83.

britannien eine lange Phase steigender Arbeitslosigkeit bevorstand. Diese für die Senkung der Löhne nötige Arbeitslosigkeit, so Keynes weiter, könne allerdings mit Hilfe eines „nationalen Abkommens“, Löhne und andere Einkommen zu senken, umgangen werden.⁶ Diese nur kurz aufflammende Diskussion über die Möglichkeit einer Vereinbarung über die „Einkommenspolitik“ sollte in den 1960er und 1970er Jahren von einigen postkeynesianischen Ökonomen erneut befeuert werden, und zwar unter der Überschrift einer „steuerbasierten Einkommenspolitik“, die sie als institutionelle Waffe gegen das entgegengesetzte Problem betrachteten, das die Volkswirtschaften in den 1970er Jahren bedrohte – das Problem der Inflation.

In einer Kolumne für die Zeitung *The Nation* schlug Keynes im Mai 1924 eine „drastische Lösung“ für das Problem der Massenarbeitslosigkeit vor: Er sprach sich dafür aus, den Ausbau der Infrastruktur in Großbritannien, wie Straßen, Kraftwerke, Stromtrassen, Wohnhäuser usw., mit öffentlichen Mitteln zu fördern.⁷ In dieser Kolumne von 1924 zeichnet sich erstmals Keynes' revolutionäre Idee ab, der Staat könne die Arbeitslosigkeit bekämpfen, indem er der Privatwirtschaft gesellschaftlich nützliche Dinge abkauft und so die Nachfrage erhöht. Zu diesem Zeitpunkt hatte Keynes jedoch noch keine Wirtschaftstheorie formuliert, die den Vorschlag, der Staat solle aktiv in das Marktgeschehen eingreifen, untermauert hätte.

Es sollte noch weitere 12 Jahre dauern, ehe Keynes das Korsett der klassischen Theorie abschütteln konnte, seine eigene Taxonomie entwarf und zur Erklärung der hartnäckigen Arbeitslosigkeit in einer modernen, auf Geldwirtschaft und Unternehmertum aufbauenden Volkswirtschaft seine revolutionäre Wirtschaftstheorie formulierte. Um dem Problem der Massenarbeitslosigkeit beizukommen, musste man seine Ursachen verstehen. Die klassische Theorie, die Keynes von seinen Vorgängern geerbt hatte, vermochte lediglich zu versprechen, dass sich langfristig alles zum Guten wenden werde. Sie bot keinen befriedigenden Ansatz um zu erklären, was man in der Gegenwart, in der wir leben, gegen wirtschaftliche Probleme unternehmen könnte.

Also machte Keynes sich daran, einen solchen Ansatz zu entwickeln. Keynes' erster Versuch, die Funktionsweise einer auf Geldwirtschaft und Unternehmertum basierenden Volkswirtschaft unter normalen Umständen zu erklären, war sein 1930 veröffentlichtes, zweibändiges Werk „Vom Gelde“ (dt. 1932). Während der mehr als fünf Jahre, in denen Keynes an diesem Buch arbeitete, hatte er in Cambridge einen hervorragenden Kritiker: seinen Kollegen Dennis H. Robertson. In dieser Zeit führte Keynes mit Robertson lange, angeregte Diskussionen. Robertson hatte nämlich kurz zuvor seinerseits ein Buch über das Thema Arbeitslosigkeit, Preisstabilität und die Rolle des Banken- und Währungssystems verfasst: „*Banking Policy and the Price Level*“ (1926).

⁶ Vgl. Skidelsky 1996, S. 58.

⁷ Vgl. Keynes 1924, S. 219–223.

Robertsons Argumente waren für das Denken Keynes wichtige Anregungen und in vielerlei Hinsicht wegbereitend. Seine Abhandlung „Vom Gelde“ war eine Weiterentwicklung der innovativen Gedanken Robertsons zum Thema Ersparnisse und Investitionen. Doch Robertson blieb stets der klassischen Lehre verhaftet und entfernte sich niemals zu weit von klassischen Denkmustern. Sein Einfluss verhinderte, dass Keynes sich in „Vom Gelde“ gänzlich von der klassischen Theorie lösen und einen völlig neuen, revolutionären Ansatz entwickeln konnte – der der Welt die Weltwirtschaftskrise vielleicht erspart hätte. Um die Ursache der hartnäckigen Arbeitslosigkeit zu erklären, mit der er tagtäglich konfrontiert war, sah Keynes sich daher zu Umwegen und zur semantischen Auseinandersetzung mit anderen Ökonomen gezwungen.

In den lebhaften Diskussionen von Robertson und Keynes kristallisierte sich heraus, dass Schwankungen der ökonomischen Aktivität, d. h. der Konjunkturzyklus, für Robertson ein „reales“, von der Geld- und Kreditmenge unabhängiges Phänomen waren. Keynes folgte anfänglich zwar Robertsons Argumentation, ein Investitionsboom werde stets von „realen“ Faktoren wie neuen Erfindungen ausgelöst, lehnte jedoch dessen Sichtweise ab, wonach „Überinvestition in Produktionsanlagen“ unweigerlich zur Krise und zum Zusammenbruch führen. Für Keynes war der Wirtschaftskreislauf aufs Engste mit der Funktionsweise des Bankensystems verflochten. Ein Zusammenbruch könne daher verhindert, oder zumindest abgemildert werden, indem man das Kreditvolumen reguliere⁸.

Trotz ihrer langen, angeregten Gespräche war 1931 klar, dass sich die theoretischen Ansätze von Robertson und Keynes zunehmend auseinanderentwickelten. „Während eines derartigen [kreativen] Unterfangens ändert sich das Grundtempo der Seele. In einem geheimnisvollen Prozess beginnen die Gedanken sich zu sammeln und Formen anzunehmen. Man muss sie gegen zuviel Dialektik und Diskussion abschirmen. Die subtile Kritik D. H. Robertsons, die sich anfänglich als sehr stimulierend erwies, schien am Ende ein Hindernis darzustellen, das einer endgültigen Reifung seiner Gedanken im Wege stand. [...] Kreatives Schaffen ist ein subtiler und störungsanfälliger Prozess.“⁹

Im Ergebnis wurden Keynes und Robertson in grundsätzlichen wirtschaftstheoretischen Fragen zu Gegenspielern. Während Robertson sich niemals ganz von den Postulaten der klassischen Theorie löste, verabschiedete sich Keynes von drei ganz bestimmten Axiomen der klassischen Lehre, die einer Anwendung der klassischen Wirtschaftstheorie auf reale Probleme verhinderten. Erst als Keynes diese klassischen Axiome über Bord geworfen hatte, konnte er seine revolutionäre „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ (1936) formulieren.

⁸ Vgl. Skidelsky 1983, Bd. 2, S. 278.

⁹ Harrod 1951, S. 367.

4. Kapitel

Vor und nach der „Allgemeinen Theorie“

Die Ökonomie, so scheint mir, ist ein Zweig der Logik: eine Art zu denken. [...] Man kann mit Hilfe von Axiomen und Maximen manch lohnenden Fortschritt erzielen. Allerdings kommt man damit nicht allzu weit, es sei denn, man entwickelt neue, bessere Modelle. Das erfordert [...] aufmerksame Beobachtung, wie unser System tatsächlich funktioniert. Fortschritt besteht in der Ökonomie fast ausschließlich in der Weiterentwicklung der Modelle.

J. M. Keynes (1938)

I. Worin Keynes' revolutionärer Ansatz sich von der klassischen Theorie unterscheidet

Am Neujahrstag 1935 schrieb Keynes in einem Brief an George Bernhard Shaw:

Um zu verstehen, in welchem Gemütszustand ich mich neuerdings befinde, musst Du Dir vergegenwärtigen, dass ich fest davon überzeugt bin, gerade ein Buch über Wirtschaftstheorie zu schreiben, das – vermutlich nicht sofort, aber doch im Lauf der nächsten zehn Jahre – die Art und Weise, wie alle Welt über wirtschaftliche Fragestellungen nachdenkt, geradezu revolutionieren wird. Welche konkreten und praktischen Auswirkungen es haben wird, wenn meine Theorie einst gebührend verdaut ist und sich mit Politik, Gefühlen und Leidenschaften vermischt hat, vermag ich nicht vorauszusagen. In jedem Falle wird es einen großen Umbruch geben; zumal die auf Ricardo fußenden Grundlagen des Marxismus werden hinweggefegt werden.

Ich kann nicht erwarten, dass Du oder irgendjemand sonst das zu diesem Zeitpunkt glauben kann. Was jedoch mich selbst betrifft, so handelt es sich um keine bloße Hoffnung, sondern um völlige Gewissheit.¹

Dreizehn Monate später, im Februar 1936, wurde Keynes' „Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ veröffentlicht. In einer Zeit, die von den Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise und des wenig später ausbrechenden Weltkrieges geprägt war, sorgte dieses Buch dafür, dass in wirtschaftspolitische Diskussionen ein gut Teil innovatives, Keynesianisches Denken einfluss. Leider versäumten es die Vertreter des ökonomischen Mainstreams, die von Keynes vorgelegte, in sich logische und innovative theoretische Analyse in der Nachkriegszeit zur Grundlage progressiver politischer Rezepte zu machen. Was in den meisten wirtschaftswissenschaftlichen Abhandlungen und Lehrbüchern der Nach-

¹ Keynes 1935a.

kriegszeit als „Keynesianismus“ bezeichnet wurde, war in Wirklichkeit eine modernisierte, mit ein wenig Keynes'scher Terminologie gespickte Version der klassischen Theorie des 19. Jahrhunderts.

Keynes' Biograph, Lord Robert Skidelsky, blieb dieser Rückfall des Keynesianismus der Nachkriegszeit in die orthodoxe klassische Theorie nicht verborgen: „Keynes ‚Allgemeine Theorie‘ bezieht ihren Anspruch aus der Behauptung, dass die klassische Theorie [...], wie Keynes in seinen Vorlesungen zu sagen pflegte, ‚Unfug‘ ist. Träfe sie [die klassische Theorie] zu, so wäre der klassische ‚Spezialfall‘ die wahre ‚allgemeine Theorie‘, und Keynes gesamte Analyse zwar nicht formal falsch, aber sinnlos und überflüssig. Man muss sich [...] vor Augen halten, dass die Vertreter des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams Keynes' Theorie als einen ‚Spezialfall‘ der klassischen Theorie behandelten, der nur unter Bedingungen anwendbar sei, in denen die Nominallöhne unbeweglich seien. Dadurch beraubte man seine Theorie ihres theoretischen Bisses, ohne ihr die Relevanz für die praktische Politik zu nehmen“².

Der bekannteste dieser Keynesianer der Nachkriegszeit, die Keynes' Theorie als Sonderfall behandelten, in dem die Löhne unbeweglich sind, war der MIT-Professor Paul Samuelson. Teilweise aufgrund der antikommunistischen Hexenjagd, die das Klima in den USA der McCarthy-Ära prägte, bezeichnete Samuelson seine Interpretation von Keynes' Theorie als „neoklassisch-keynesianische Synthese“ und insinuierte damit, seine Version habe klassische Wurzeln. (Inwiefern jene Ökonomen – darunter mehrere Nobelpreisträger –, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg als „Keynesianer“ bezeichneten und Anspruch auf Keynes' Erbe erhoben, Keynes' bahnbrechende Theorie nie verstanden und angenommen haben, werde ich im zwölften Kapitel näher erläutern und belegen.)

In den ersten dreißig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der wirtschaftswissenschaftliche Diskurs von der so entstandenen neoklassisch-keynesianischen Synthese³ (die manchmal auch als „Old Keynesianism“ oder „Amerikanischer Keynesianismus“ bezeichnet wird) ebenso im Sturm genommen wie Spanien von der Inquisition (um ein besonders anschauliches Bild abzuwandeln, mit dem Keynes den Einfluss Ricardos auf die Wirtschaftstheorie beschrieben hat). Doch in den 1970er Jahren, als die Volkswirtschaften in der Realität unter hoher Inflation ächzten und gleichzeitig mit erheblicher Arbeitslosigkeit zu kämpfen hatten, und die Vertreter der neoklassischen Synthese verzweifelt versuchten, wirtschaftspolitische Rezepte zur Inflationsbekämpfung zu entwickeln, traten die logischen Widersprüche dieser „keynesianischen“ Synthese aus der klassischen Theorie und den politischen Rezepten Keynes' deutlich zutage.

² Skidelsky 1992, S. 512.

³ Um ihre Leser darauf hinzuweisen, dass es sich bei der neoklassisch-keynesianischen Synthese um eine Perversion von Keynes' analytischem Ansatz handelt, bezeichnete Joan Robinson diese als „Bastard-Keynesianismus“.

Die Unfähigkeit der neoklassisch-keynesianischen Synthese, in den 1970er Jahren eine in sich stimmige Inflationstheorie zu formulieren, beruhte auf der Unvereinbarkeit der Makroökonomie des „amerikanischen Keynesianismus“ mit seinen klassischen (bzw. neoklassischen) mikroökonomischen Grundlagen. Daher verabschiedeten sich die meisten Ökonomen vom „Keynesianismus“ und griffen wieder zu einer klassischen, mathematischen Theorie, die sowohl im Hinblick auf ihre mikroökonomische Basis als auch bezüglich ihrer makroökonomischen Implikationen in sich stimmiger war: die Allgemeine Gleichgewichtstheorie nach Walras, Arrow und Debreu. Die komplexe mathematische Struktur dieses Ansatzes verstellte seinen Verfechtern den Blick darauf, dass er wegen der ihm zugrundeliegenden Axiome ein unzulängliches Hilfsmittel war, um die wirtschaftlichen Vorgänge in unserer Erfahrungswelt zu verstehen⁴.

Keynes hatte mit der Arbeit an seiner „Allgemeinen Theorie“ 1932 begonnen. Anders als die USA hatte Großbritannien seit dem Ende des Ersten Weltkriegs unter einer langen Rezession gelitten, die mit sehr hoher Arbeitslosigkeit einhergegangen war. Die Vereinigten Staaten dagegen hatten – abgesehen von einer kurzen Rezession Anfang der 1920er Jahre – in den „Roaring Twenties“ eine Phase des ungezügeltten Wachstums erlebt. Im Jahr 1929 waren lediglich 3,2 Prozent der amerikanischen Arbeiter ohne feste Beschäftigung.

Die Kurse an der New Yorker Börse hatten ungeahnte Höhen erklommen, und alle schienen sich eine goldene Nase zu verdienen. Daher nimmt es nicht wunder, dass es nicht amerikanische Ökonomen waren, sondern britische Vertreter der Zukunft, die sich wegen des Problems der chronischen, anhaltenden Arbeitslosigkeit Sorgen machten, als die Vereinigten Staaten in den 1930er Jahren in die „Große Depression“ stürzten.

Wenige Tage vor dem Börsenkrach am 24. Oktober 1929 verkündete Irving Fisher, Professor an der Yale University und einer der angesehensten amerikanischen Ökonomen seiner Zeit, die Kurse hätten sich auf einem hohen Niveau eingependelt, von dem aus sie nur weiter steigen könnten. Doch dann fielen sie urplötzlich ins Bodenlose. Angeblich verlor besagter Professor Fisher, der seinen Überzeugungen entsprechend investiert hatte, in jenem Börsencrash zwischen acht und zehn Millionen Dollar. Amerika stürzte in die „Große Depression“.

Zwischen 1929 und 1933 ging es mit der amerikanischen Wirtschaft steil bergab. Das Wirtschaftssystem schien in einer Abwärtsspirale gefangen, aus der es kein Entrinnen gab. Die Arbeitslosigkeit stieg von 3,2 Prozent im Jahr 1929 auf 24,9 Prozent 1933. Als Roosevelt im März 1933 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten vereidigt wurde, war jeder vierte Amerikaner arbeitslos. Das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf, ein Maßstab für den Lebensstandard, sank zwischen 1929 und 1932 um 52 Prozent. Die amerikanische Durchschnittsfamilie hatte 1933 also

⁴ Vgl. Davidson 2003.

nur noch halb so viel Einkommen zur Verfügung wie 1929. In seiner kapitalistischen Form schien der amerikanische Traum ausgeträumt.

Die Wirtschaftsexperten jener Tage, einschließlich Professor Irving Fisher, behaupteten unter Berufung auf die klassische Theorie nach wie vor, die hohen Arbeitslosenquoten, mit denen die USA Anfang der 1930er Jahre konfrontiert waren, könnten nicht von Dauer sein. Vorausgesetzt, der Staat greife in die Mechanismen des freien Marktes nicht ein, werde sich die Wirtschaft innerhalb kurzer Zeit selbst heilen.

Ein wunderbares Beispiel für dieses klassische Rezept liefern die Memoiren von Herbert Hoover, der bei Ausbruch der Weltwirtschaftskrise Präsident der Vereinigten Staaten war. Wegen seines Einsatzes für die Sicherung der Ernährung der unter den Folgen des Ersten Weltkriegs leidenden Europäer hatte sich Hoover den Ruf eines gutherzigen, sozial eingestellten Mannes erworben. Hoover war zweifellos ein Politiker, der alles in seiner Macht stehende unternahm, um Menschen zu helfen, die ohne eigenes Verschulden unter einer Wirtschaftskrise litten, für die sie nichts konnten. Doch jedes Mal, wenn er etwas gegen die Wirtschaftskrise unternahm und Arbeitsplätze schaffen wollte, so Hoover in seinen Memoiren, habe ihn sein Finanzminister Andrew Mellon vor staatlichen Eingriffen gewarnt und ihm den immer gleichen Rat gegeben. „Für Mr. Mellon gab es nur ein Rezept: Arbeitskräfte liquidieren, Aktien liquidieren, Farmer liquidieren, Immobilien liquidieren. Das werde das System von der Verdorbenheit befreien. [...] Die Menschen würden härter arbeiten und ein moralischeres Leben führen.“⁵

Keynes dagegen argumentierte, die hartnäckige Arbeitslosigkeit sei weder die Schuld der Arbeitslosen, noch ein Ergebnis der Unnachgiebigkeit der Arbeiter, die sich gegen Lohnkürzungen sträubten, noch eine Folge von Marktunvollkommenheiten wie Monopolen oder Gewerkschaften. Die Ursache liege vielmehr im allgemeinen Streben nach Liquidität und in den eigentümlichen, aber notwendigen Eigenschaften, die Geld und andere liquide Mittel auszeichneten. Aufgrund der Weltwirtschaftskrise würden die Menschen einen kleineren Teil ihres Einkommens ausgeben und versuchen, so liquide wie möglich zu bleiben. Die Folge sei eine dauerhaft niedrige Nachfrage nach Industrieprodukten, sodass die Unternehmer den Ausstoß, den sie mit Hilfe der bestehenden Fabriken und Maschinen sowie einer voll beschäftigten Arbeiterschaft produzieren könnten, nicht verkaufen könnten, ohne dabei Verluste in Kauf zu nehmen.

Sinke die Nachfrage am Markt, so seien die Unternehmer gezwungen, Arbeiter zu entlassen und Fabriken zu schließen. Angesichts der dadurch verursachten Arbeitslosigkeit und Armut, so Keynes, sei die Behauptung von Andrew Mellon, die hohe Arbeitslosigkeit leiste einen sinnvollen Beitrag, um „das System von der Verdorbenheit zu befreien“, wenig hilfreich. Die eigentliche Ursache der anhaltenden Arbeitslosigkeit während der Weltwirtschaftskrise war Keynes zufolge

⁵ Hoover 1952, S. 30.

die schwache Nachfrage nach Gütern, nicht Monopole oder andere Unvollkommenheiten auf dem Waren- oder Arbeitsmarkt. Das Heilmittel liege daher in einer aktiven Rolle des Staates; dieser müsse für eine höhere Nachfrage nach Industrieprodukten sorgen.

Die klassische Wirtschaftstheorie, von der die wirtschaftswissenschaftliche Diskussion über Rezepte gegen die Arbeitslosigkeit und für mehr Wachstum geprägt war, lieferte demgegenüber die Begründung für den *Laissez-faire*-Ansatz, wonach der Staat sich vor Eingriffen in den Markt hüten sollte. Für Verfechter der klassischen Lehre und deren Anhänger in politischen Entscheidungspositionen, wie Finanzminister Andrew Mellon, ist die Doktrin des *Laissez-faire* gewissermaßen ein gottgegebenes Gesetz, das kein rechtgläubiger Ökonom oder Regierungsvertreter je in Frage stellen würde.

Als Erster hat den Begriff des *Laissez-faire* offenbar der Marquis d'Argenson gebraucht, der damit 1751 begründete, weshalb der Staat seine „sichtbare Hand“ aus dem wirtschaftlichen Leben zurückziehen sollte. „Besser regieren heißt weniger regieren“, so d'Argenson. Der Begriff „Laissez-faire“ taucht in den Schriften der Gründerväter der klassischen Wirtschaftstheorie, wie Adam Smith oder David Ricardo, zwar nirgends auf, aber die Idee ist zweifellos vorhanden. Dass Käufer wie Unternehmer unbehelligt vom Staat ihre Eigeninteressen verfolgen sollten, ist ein Kerngedanke der klassischen Ökonomie.

In seinem zum Klassiker gewordenen Buch „Der Wohlstand der Nationen“ von 1776 schreibt Adam Smith:

Nicht vom Wohlwollen des Metzgers, Brauers und Bäckers erwarten wir das, was wir zum Essen brauchen, sondern davon, daß sie ihre eigenen Interessen wahrnehmen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschen- sondern an ihre Eigenliebe, und wir erwähnen nicht die eigenen Bedürfnisse, sondern sprechen von ihrem Vorteil. [...] Wenn daher jeder einzelne soviel wie nur möglich danach trachtet, sein Kapital zur Unterstützung der einheimischen Erwerbstätigkeit einzusetzen [...], denkt er eigentlich nur an die eigene Sicherheit und [...] strebt [...] lediglich nach eigenem Gewinn. Und er wird in diesem wie auch in vielen anderen Fällen von einer unsichtbaren Hand geleitet, um einen Zweck zu fördern, den er in keiner Weise beabsichtigt hat. [...] [G]erade dadurch, daß er das eigene Interesse verfolgt, fördert er häufig das der Gesellschaft nachhaltiger, als wenn er wirklich beabsichtigt, es zu tun.⁶

Ausgehend von Adam Smiths „unsichtbarer Hand“ beharren Vertreter der klassischen Theorie darauf, dass es die wirtschaftliche Lage nur verschlimmere und die Zeit, bis sich ein neues wirtschaftliches Gleichgewicht einstellt, nur in die Länge ziehe, wenn der Staat in Phasen „vorübergehender“ Arbeitslosigkeit in den Markt eingreife. Lasse der Staat der unsichtbaren Hand des Marktes freien Lauf, so würden nur die Schwachen und Ineffizienten ausgesondert (oder, um es mit Andrew Mellon zu sagen, „liquidiert“), und die Wirtschaft gehe aus einer solchen

⁶ Smith 2009, S. 17; S. 370f.

Phase kurzfristiger Arbeitslosigkeit sogar gestärkt hervor. Dieser sozialdarwinistischen Sicht zufolge war die Weltwirtschaftskrise nichts anderes als eine Form der Auslese, mit der Mutter Natur die wirtschaftlich Schwachen eliminierte und für das „Überleben der Angepasstesten“ sorgte. Sobald das Wirtschaftssystem von sich aus ein neues Gleichgewicht gefunden habe, werde es die am besten Angepassten erneut mit Vollbeschäftigung und Wohlstand beglücken.

Dieses Dogma der orthodoxen Ökonomie stellte Keynes gleich im ersten Absatz seiner „Allgemeinen Theorie“ in Frage:

Ich habe dieses Buch die *Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* genannt [...]. Ich wähle diesen Titel, weil ich die Art meiner Beweisführung und Folgerungen jenen der klassischen Theorie über das Thema entgegenstellen will, jener Theorie, in deren Anschauungen ich erzogen worden bin, und welche heute, genau wie während der letzten hundert Jahre, das wirtschaftliche Denken und Handeln unserer regierenden und akademischen Kreise beherrscht. Ich werde darlegen, dass die Postulate der klassischen Theorie nur in einem Sonderfall, aber nicht im Allgemeinen gültig sind [...]. Die Eigenheiten des von der klassischen Theorie vorausgesetzten Sonderfalles weichen überdies von denen unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse ab, und ihre Lehren werden daher irreführend und verhängnisvoll, wenn wir versuchen, sie auf die Tatsachen der Erfahrung zu übertragen.⁷

Keynes wandte sich mit seinem Buch explizit an seine „Fachkollegen“, hoffte aber, „dass es auch anderen verständlich sein wird“. Keynes wollte die Ökonomen dazu bringen, „gewisse ihrer grundlegenden Voraussetzungen kritisch zu überprüfen [...]“. Die umstrittenen Gegenstände sind von einer Wichtigkeit, die nicht überschätzt werden kann. Wenn aber meine Erklärungen richtig sind, so sind es meine Fachkollegen, die ich zuerst überzeugen muß, und nicht das allgemeine Publikum.“⁸

Nach Keynes' Überzeugung lag der verhängnisvolle Fehler des klassischen Systems in seinen äußerst restriktiven „grundlegenden Voraussetzungen“, sprich in den Axiomen, auf denen die Behauptung beruht, der Markt in einem freien, wettbewerbsorientierten Wirtschaftssystem habe eine Tendenz zur Selbstregulierung. Wie ich weiter unten noch eingehend erläutern werde, war den Ökonomen der 1930er Jahre nicht klar, welche dieser klassischen Axiome Keynes über Bord werfen wollte, und weshalb er das für notwendig hielt. Die Folge war, dass Keynes diesen Ökonomen zwar eine neue Perspektive eröffnete, welche staatlichen Maßnahmen geeignet sind, Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, ihre Ansichten bezüglich der wirtschaftstheoretischen Grundlagen jedoch nicht zu verändern mochte.

In den Jahren vor der Veröffentlichung der „Allgemeinen Theorie“ verschickte Keynes Entwurfsfassungen des Buches an verschiedene weltberühmte Kollegen in England (wie Dennis Robertson, Ralph Hawtrey und Friedrich von Hayek).

⁷ Keynes 1936, S. 3

⁸ Keynes 1936, S. ix.

Keynes hat ungewöhnlich viel Zeit und Mühe darauf verwendet, diese Kollegen um ihre Einschätzung zu bitten und auf ihre Kommentare zu reagieren. Hayek, der Keynes' „Vom Gelde“ 1930 schonungslos verrissen hatte, legte mit seinem Buch „Preise und Produktion“ 1931 eine eigene Erklärung für die Rezession in Großbritannien vor. Hayeks Argumente und Ausführungen waren für Keynes von großer Bedeutung, denn sie zwangen ihn, seinen Ansatz zu überdenken und eine logische Unterscheidung zwischen einem marktwirtschaftlichen, geldneutralen Wirtschaftssystem, das Hayeks „Spezialfall“ der allgemeinen Theorie entsprach, und dem auf Geldwirtschaft basierenden, markt- und wettbewerbsorientierten System zu treffen, wie Keynes es in seiner „Allgemeinen Theorie“ beschrieb.⁹

Im Verlauf dieser intellektuellen Auseinandersetzung kristallisierte sich nach und nach Keynes' „Allgemeine Theorie“ heraus, wobei viele ihrer Implikationen sogar ihrem Erfinder verborgen blieben.¹⁰ Angespornt von Hayeks Angriffen, formulierte Keynes seine neue Theorie seinerseits als Angriff auf die klassische Theorie, deren mangelnde Stringenz und das enge Korsett der Axiome, auf denen sie beruht.

Über von Hayeks „Preise und Produktion“, ein Meisterwerk der klassischen Theorie, schrieb Keynes, etwas derart Verworrenes habe er selten gelesen: „Ein wunderbares Beispiel, wie man ausgehend von einer fehlerhaften Annahme [einem unrealistischen Axiom] mit erbarmungsloser Logik im Tollhaus landen kann. Aber Dr. von Hayek ist ein Mann, dem im Traum eine Vision zuteil wurde, und auch wenn er beim Aufwachen seine Geschichte völlig verdreht hat, indem er die darin vorkommenden Dinge alle falsch benannt hat, so ist sein Kubla Khan doch durchaus inspirierend und gibt dem Leser einigen Stoff zum Nachdenken.“¹¹

Von Hayek argumentierte, wenn es vorübergehend zu Arbeitslosigkeit komme, so werde diese ein Ende finden, sobald der Markt selbständig etwaige Unvollkommenheiten auf der Angebotsseite korrigiert habe, die eine absolute Flexibilität der Nominallöhne und Preise verhindere. Der klassischen Theorie zufolge sorgen im Fall von Arbeitslosigkeit die Kräfte des Marktes langfristig dafür, dass die Löhne und Preise so weit sinken, bis wieder ein Zustand der Vollbeschäftigung erreicht ist – selbst dann, wenn die absolute Flexibilität der Löhne und Preise nicht gegeben ist. Keynes dagegen war der Ansicht: „Wir dürfen die Bedingungen auf der Angebotsseite [starre Löhne und Preise] nicht [...] als den eigentlichen Grund un-

⁹ Vgl. Skidelsky 1992, S. 458.

¹⁰ Zur selben Zeit formierte sich eine Gruppe von Keynes' jüngeren Kollegen, Richard Kahn, Piero Sraffa, Joan Robinson, Austin Robinson und James Meade. Dieser sogenannte „Cambridge Circus“ begann sich nach der Veröffentlichung von Keynes' „Vom Gelde“ regelmäßig zu treffen und in einem informellen Rahmen Keynes' Theorien zu diskutieren. Während die Mitglieder der Gruppe später für sich in Anspruch genommen haben, die Ausarbeitung von Keynes' „Allgemeiner Theorie“ beeinflusst zu haben, ging dessen Biograf Robert Skidelsky davon aus, dass der „Circus bei der Entstehung der ‚Allgemeinen Theorie‘ offenbar eine eher untergeordnete Rolle gespielt hat“ (Skidelsky 1992, S. 447).

¹¹ Keynes 1931, S. 252.

serer Probleme betrachten. [...] Was wir auf der Suche nach einer Erklärung untersuchen und erforschen müssen, sind die Bedingungen auf der Nachfrageseite.“¹²

Die Schriften von Hayeks führten Keynes vor Augen, dass er in der Auseinandersetzung mit den Vertretern der klassischen Lehre eine neue Taxonomie entwerfen musste. Er musste sich von einigen grundlegenden Axiomen verabschieden, auf denen die Behauptung der klassischen Theorie beruhte, solange die Lohn- und Preisstabilität gewährleistet sei, werde eine freie Volkswirtschaft stets zu Vollbeschäftigung und Wachstum zurückkehren.

Im Verlauf dieser Diskussionen und intellektuellen Auseinandersetzungen mit anderen Ökonomen wurde Keynes vor Augen geführt, mit welchen Argumenten seine Fachkollegen die klassische Theorie gegen seinen revolutionären Angriff verteidigen würden. Wenn Keynes seine Kollegen von ihren Fehlern überzeugen wollte, musste er stichhaltige Argumente finden, um die vielen kritischen Kommentare, die bei ihm eingingen, zu entkräften.

Die Erfahrung der hohen Arbeitslosigkeit in Großbritannien seit dem Ende des Ersten Weltkriegs hatte Keynes zu der Überzeugung kommen lassen, dass das kapitalistische System schlechte Überlebenschancen hatte, wenn nicht möglichst rasch die richtigen politischen Maßnahmen ergriffen wurden. Um sich für die von ihm anvisierten Maßnahmen die Unterstützung seiner Fachkollegen zu sichern, bedurfte es etwas anderes als einer ermüdenden und provokativen Formalisierung seines Modells. Ob er damit recht hatte oder nicht – 1936 war Keynes überzeugt, dass kein formalisiertes mathematisches Modell, sondern eine rhetorische Darstellung vonnöten war:

Zweck unserer Analyse ist nicht, eine Maschine oder eine blind anwendbare Methode bereitzustellen, die eine unfehlbare Antwort liefert, sondern eine organisierte und geordnete Methode aufzubauen, mit der wir einzelne Probleme durchdenken können [...]. Es ist ein großer Fehler der symbolischen pseudomathematischen Methoden [...] wirtschaftlicher Analyse [...], dass sie ausdrücklich eine strenge Unabhängigkeit zwischen den einbezogenen Faktoren voraussetzen und all ihre zwingende Beweiskraft verlieren, wenn diese Hypothese ausgeschlossen wird. Im gewöhnlichen Diskurs dagegen, in dem wir nicht blind manipulieren, sondern jederzeit wissen, was wir tun und was die Worte bedeuten, können wir die notwendigen Vorbehalte und Einschränkungen und die Anpassungen, die wir später machen werden, im Hinterkopf behalten in einer Art, in der wir komplizierte partielle Ableitungen, die voraussetzen, dass sie alle verschwinden, über mehrere Seiten Algebra hinweg nicht im Hinterkopf behalten können. Ein allzu großer Teil jünger „mathematischer“ Wirtschaftslehren besteht aus bloßen Tüfteleien, so ungenau wie die anfänglichen Voraussetzungen, auf denen sie beruhen, welche dem Autor erlauben, die Verwicklungen und gegenseitigen Abhängigkeiten der wirklichen Welt in einem Wust anmaßender und nutzloser Symbole aus dem Blick zu verlieren.¹³

¹² Keynes 1934, S. 486.

¹³ Keynes 1936, S. 251 f.

Keynes war nicht nur ein hervorragender Logiker, sondern auch ein meisterhafter Beobachter und Essayist. Daher verfasste er seine „Allgemeine Theorie“ zu einer Zeit, in der immer mehr Ökonomen der Ansicht waren, dass man wirtschaftswissenschaftliche Argumente in der Gestalt mathematisch formalisierter Modelle präsentieren müsse, wenn die Ökonomie als exakte Wissenschaft gelten wolle, als argumentativen Essay. Die in den 1930er Jahren sozialisierte Generation amerikanischer Nachwuchsökonominnen, die in den 1940er und 1950er Jahren in dieser Zunft tonangebend war, dachte in erster Linie in mathematischen Formalisierungen. Diese mathematisch orientierten Ökonomen hatten große Schwierigkeiten, die logisch-analytischen Grundlagen des argumentativen Essays zu verstehen, den Keynes' „Allgemeine Theorie“ darstellt – und das gilt für die Generation ihrer Studenten und Anhänger bis heute.

Anhänger der klassischen Theorie, die „bewiesen“, dass vollkommen flexible Nominallöhne ein Mittel zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit seien, so Keynes, saßen einer *Ignoratio Elenchi* auf, das heißt sie lieferten einen Beweis, der für ihre These zur Ursache von Arbeitslosigkeit völlig irrelevant sei.¹⁴ Der „Beweis“ der Verfechter der klassischen Theorie für die Behauptung, eine Volkswirtschaft mit Lohn- und Preisflexibilität werde von selbst zu einem Gleichgewicht finden, in dem alle beschäftigt sind, sei in Wirklichkeit gar kein Beweis, sondern lediglich eine Folge der restriktiven Axiome, aufgrund derer die klassische Theorie nur auf den „Spezialfall“ einer Volkswirtschaft anwendbar sei, in der permanent Vollbeschäftigung herrsche.

Die klassischen Theoretiker gleichen euklidischen Mathematikern in einer nichteuklidischen Welt, die entdecken, dass scheinbar parallele gerade Linien in Wirklichkeit sich oft treffen, und denen kein anderes Mittel gegen die sich ereignenden bedauerlichen Zusammenstöße einfällt, als die Linien zu schelten, dass sie nicht gerade bleiben. Und trotzdem gibt es in Wahrheit kein anderes Mittel, als das Parallelenaxiom über den Haufen zu werfen und eine nichteuklidische Geometrie auszuarbeiten. Etwas Ähnliches wird heute in der Wirtschaftslehre benötigt. Wir müssen [...] Postulat[e] der klassischen Doktrin aufgeben und das Verhalten eines Wirtschaftssystems ausarbeiten, in dem unfreiwillige Arbeitslosigkeit im strengen Sinn des Wortes möglich ist.¹⁵

Keynes entwickelte seine „Allgemeine Theorie“ analog zu einer nichteuklidischen Geometrie und warf dabei drei einschränkende Axiome der klassischen Ökonomie über Bord, um so zu einem Modell eines markt- und wettbewerbsorientierten, auf Geldwirtschaft basierenden Systems zu kommen, das einen Zustand hartnäckiger, unwillkommener Arbeitslosigkeit abbilden konnte.

¹⁴ Keynes 1936, S. 218. Näheres zu dieser „*Ignoratio Elenchi*“ in Kapitel 12.

¹⁵ Keynes 1936, S. 14.

II. Theorien und ihre zugrundeliegenden Axiome

Will man eine Wirtschaftstheorie beurteilen, so stellt man sich ihren Urheber am besten als einen Zauberer vor. Wenn er aus seinen Axiomen Schlussfolgerungen zieht, macht ein Theoretiker ebenso selten logische Fehler, wie ein Taschenspieler im Rahmen eines Kartentricks die Karten fallen lässt. Die heutigen Wirtschaftstheoretiker erzeugen geschickt die Illusion, sie würden aus dem schwarzen Hut ihres mathematischen Modells politische Lösungen hervorholen. Je erstaunlicher das aus dem Hut gezauberte Kaninchen, desto mehr genießt das Publikum die Vorführung des Ökonomen, desto größer fällt der Applaus aus, und desto reicher wird er belohnt.¹⁶

Um einschätzen zu können, wie relevant ein auf der Bühne aus dem schwarzen Hut gezaubertes Lösungskaninchen ist, muss man die Kaninchen, die ein klassischer Zauberökonom hinter den Kulissen in den Hut steckt, genau unter die Lupe nehmen. Beurteilt das Publikum die Axiom-Kaninchen des klassischen Ökonomen als akzeptabel, so können sie schwerlich etwas gegen die Lösungskaninchen sagen, die er aus seinem Hut hervorzieht. Mit anderen Worten: Bevor man die Schlussfolgerungen eines Wirtschaftstheoretikers als auf die wirkliche Welt anwendbar akzeptiert, sollte man als umsichtiger Student stets die zugrundeliegenden Axiome prüfen und gegebenenfalls ihre Anwendbarkeit kritisieren. Vorausgesetzt, es werden keine logischen Fehler gemacht, determinieren die Axiome einer Theorie ihre Schlussfolgerungen. Schließlich ist ein Axiom laut Wörterbuch ein „als absolut richtig anerkannter Grundsatz“, eine „feststehende Wahrheit, die keines Beweises bedarf“. Wirtschaftstheoretiker stellen die ihrer Theorie zugrunde liegenden Axiome daher nicht in Frage. Dabei gehen die Unterschiede zwischen zwei Theorien in aller Regel auf ihre unterschiedlichen Axiome zurück.

III. Das Axiom der Neutralität des Geldes

Eines der grundlegenden Axiome der klassischen Theorie im 19. Jahrhundert war die Neutralität des Geldes. Diesem Axiom zufolge haben Veränderungen der Geldmenge keinerlei Auswirkungen auf die Beschäftigungsquote und das Produktionsniveau des Gesamtsystems. Ist in einem Wirtschaftssystem die Neutralität des Geldes gegeben, so sind die Beschäftigung und die Produktion ausschließlich von nichtmonetären Faktoren abhängig. Anfang des 20. Jahrhunderts war die Neutralität des Geldes in wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbüchern zu einem grundlegenden Axiom geworden, und sie ist bis heute ein Eckpfeiler der vorherrschenden ökonomischen Theorie. Für alle, die in der klassischen Theorie geschult sind, ist die Neutralität des Geldes ein Glaubensgrundsatz, der keines Beweises und keiner Rechtfertigung bedarf.

¹⁶ Das gilt insbesondere im Hinblick auf den Wirtschaftsnobelpreis.

Professor Oliver Blanchard zum Beispiel, ein führendes Mitglied der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und des angesehenen National Bureau of Economic Research, hat sämtliche von Ökonomen des Mainstreams verwendeten makroökonomischen Modelle mit überraschender Offenheit wie folgt charakterisiert:

Sämtliche hier vorgestellten Modelle setzen die Neutralität des Geldes voraus. Diese ist im Wesentlichen Glaubenssache und beruht weniger auf empirischen Beweisen als auf theoretischen Erwägungen.¹⁷

Mit anderen Worten: Obwohl es für die klassische Annahme der Geldneutralität keinerlei empirischen Beleg gibt, wird sie von sämtlichen etablierten makroökonomischen Modellen vorausgesetzt – einschließlich derer, die etwa von der Federal Reserve, vom Wirtschaftsrat des Weißen Hauses, oder vom National Bureau of Economic Research zugrunde gelegt werden. Der unerschütterliche Glaube an die Neutralität des Geldes ist das Credo (bzw. Dogma), das der Behauptung der vorherrschenden ökonomischen Lehre zugrunde liegt, um auf nationaler und globaler Ebene für Wohlstand und Vollbeschäftigung zu sorgen, müssten die Regierungen lediglich einzeln und über internationale Vereinbarungen alle Beschränkungen des Marktes aufheben, sprich die Märkte „liberalisieren“. Da dieser Schluss auf dem Axiom der Geldneutralität beruht, nehmen Ökonomen damit letztlich nur an, was sie zu beweisen vorgeben.¹⁸

Bereits 1933 betonte Keynes, dass die „monetäre Produktionstheorie“, an der er arbeite, die Validität des Axioms der Geldneutralität sowohl kurz- als auch langfristig in Frage stelle:

Ein Wirtschaftssystem, das sich des Geldes zwar bedient, aber nur als *neutrales* Bindeglied zwischen Transaktionen, bei denen es um reale Gegenstände und Sachwerte geht, und das es dem Geld nicht gestattet, Einfluss auf Motive oder Entscheidungen zu nehmen, könnten wir – mangels eines treffenderen Ausdrucks – als eine *Tauschwirtschaft* bezeichnen. Im Gegensatz dazu wäre die Theorie, die mir vorschwebt, auf ein Wirtschaftssystem zugeschnitten, in dem Geld eine eigenständige Rolle spielt und Motive und Entscheidungen beeinflusst, also kurz gesagt selbst einen maßgeblichen Faktor darstellt, so dass man weder den langfristigen noch den kurzfristigen Gang der Dinge vorhersagen kann, ohne darüber Bescheid zu wissen, wie sich das Geld zwischen Beginn und Ende des Betrachtungszeitraums verhält. Und genau das sollten wir im Sinn haben, wenn wir von einem *monetären*

¹⁷ Blanchard 1990, S. 828.

¹⁸ Ein religiöser Mensch, der die biblische Schöpfungsgeschichte, derzufolge ein göttliches Wesen innerhalb von sechs Tagen den Menschen und alle Tiere geschaffen hat, als unumstößliche Wahrheit akzeptiert, muss alle „wissenschaftlichen“ Beweise, wonach sich der Mensch im Lauf von Jahrmillionen aus niederen Lebewesen evolutionär entwickelt hat, zurückweisen. Genauso wird ein wahrer Anhänger des axiomatischen Fundaments der klassischen Theorie bestreiten, dass Geld langfristig nachweislich nicht neutral ist. Damit will ich gar nicht in Abrede stellen, dass manche Vertreter des „Neuen Keynesianismus“ und sogar manche Anhänger des Monetarismus im klassischen Sinne zugestehen, dass Geld kurzfristig aufgrund „vorübergehendem“ Marktversagens auf der Angebotsseite nicht neutral sein kann. Langfristig gehen jedoch alle Vertreter des ökonomischen Mainstreams davon aus, dass Geld neutral ist.

Wirtschaftssystem sprechen. [...] Aufschwünge und Rezessionen sind typische Merkmale eines Wirtschaftssystems, in dem [...] das Geld nicht neutral ist. Die nächste Aufgabe besteht meines Erachtens darin, eine solche monetäre Produktionstheorie im Detail auszuarbeiten. Und genau dieser Aufgabe widme ich mich derzeit – und bin zuversichtlich, dass das keine Zeitverschwendung ist.¹⁹

Hier formuliert Keynes deutlich seine Überzeugung, dass eine Produktionstheorie für eine Geldwirtschaft das Axiom der Geldneutralität, das der ökonomische Mainstream stets als „universelle Wahrheit“ betrachtet hat, zurückweisen müsse. Dieses Axiom war in den 125 Jahren vor Keynes das Fundament der Klassischen Wirtschaftstheorie gewesen. Da nimmt es nicht wunder, dass Keynes' „Allgemeine Theorie“ den Anhängern der Klassischen Lehre als Häresie galt. Keynes versetzte einem Eckpfeiler des klassischen Theoriegebäudes den Todesstoß. Und so ist es wenig überraschend, dass die Analyse Keynes und ihre Weiterentwicklung durch postkeynesianische Ökonomen in den vergangenen Jahrzehnten von der Mehrzahl der Ökonomen, die – wie Professor Blanchard ausdrücklich eingestanden hat – ideologisch an das Axiom der Geldneutralität gekettet sind, unverstanden blieb.

Da eine Theorie per definitionem allgemeingültiger ist, wenn sie weniger beschränkende Axiome voraussetzen muss als eine andere, ist Keynes' Ansatz allgemeingültiger als die Klassische Theorie (einschließlich der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie), da Keynes das Axiom der Geldneutralität ebenso über Bord wirft wie zwei weitere, für alle Theorien des wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams grundlegende Axiome (s. u.). Rein logisch betrachtet müssen sich jedoch nicht diejenigen rechtfertigen, die restriktive Axiome zurückweisen. Vielmehr obliegt es jenen, die als Grundlage ihrer Theorie auf diese zusätzlichen Axiome bestehen, deren Notwendigkeit aufzuzeigen. Der Nachweis der Notwendigkeit des Axioms der Geldneutralität dürfte den Theoretikern des Mainstreams allerdings extrem schwer fallen. Die Feststellung Blanchards, für die Neutralität des Geldes gebe es keinen empirischen Nachweis, sollte eigentlich genügen, um dieses Dogma aus wirtschaftswissenschaftlichen Analysen zu verbannen.

Hat man sich der Geldneutralität als notwendigem axiomatischem Baustein entledigt, so bleibt als Organisationsprinzip für die Untersuchung des Beschäftigungs- und Produktionsniveaus in einer Marktwirtschaft: (1) die Rolle des Geldes als Mittel zur Begleichung vertraglicher Verpflichtungen und (2) die tragende Rolle der Liquidität für die Ermittlung des Produktionsflusses und der Beschäftigung in unserem Wirtschaftssystem zu verstehen.

James K. Galbraith hat darauf hingewiesen, dass die ersten beiden Wörter im Titel von Keynes' „Allgemeiner Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ eine eindeutige Anspielung auf Albert Einstein seien.²⁰ Einsteins „All-

¹⁹ Keynes 1933a, S. 408 ff.

²⁰ Vgl. Galbraith 1996, S. 14.

gemeine Relativitätstheorie“ hatte in der Physik die klassische Theorie Isaac Newtons abgelöst, die von einer Trennung von Zeit und Raum ausgegangen war. Einstein zeigte, dass das Raum-Zeit-Kontinuum im Wesentlichen eine Erweiterung der nichteuklidischen, Riemannschen Geometrie gekrümmter Räume darstellt. Keynes hoffte es Einstein gleichzutun: Ähnlich wie dieser mit seiner Allgemeinen Relativitätstheorie die Physik revolutioniert hatte, wollte Keynes die klassische Wirtschaftstheorie ablösen, die ausgehend vom Axiom der Geldneutralität einen Zusammenhang zwischen dem Verhalten des Marktes und der Geldmenge leugnete. Keynes wollte diese axiomatische Trennung mit dem Äquivalent des gekrümmten Raumes ersetzen, einem „Markt-Geld-Kontinuum“, in dem Geld und Markt permanent interagieren.

Folgt man allerdings Keynes' Logik und ihrer postkeynesianischen Weiterentwicklung, so stellt das die übertrieben optimistische Sicht in Frage, in dieser, der besten aller möglichen Welten werde sich langfristig alles zum Guten wenden, die freie Marktwirtschaft werde für Vollbeschäftigung sorgen und allen, die arbeitswillig sind, Wohlstand verschaffen. Da Keynes' „Allgemeine Theorie“ mit einer geringeren Anzahl einschränkender Axiome auskommt als die Klassische Theorie, berücksichtigt sie auch die Möglichkeit, dass ein wettbewerbsorientiertes System Mängel aufweist und beispielsweise auch langfristig außerstande ist, für Vollbeschäftigung zu sorgen.²¹ Zur sozialdarwinistischen Sichtweise der Klassischen Wirtschaftstheorie verhält sich Keynes' Ansatz ähnlich antithetisch wie die wissenschaftliche Evolutionstheorie zum „Intelligent Design“-Ansatz fundamentalistischer Christen, der vom Axiom ausgeht, dass die Entstehung des Menschen in der Bibel erklärt sei.

Keynes' „Allgemeiner Theorie“ zufolge kann man diese Unfähigkeit des auf Unternehmungsgeist basierenden Systems, für Vollbeschäftigung zu sorgen, durch korrigierende Steuerpolitik und Regulierungsbehörden ausgleichen, die den Finanzmarkt mit geldpolitischen Maßnahmen stabilisieren. *Der Staat kann durchaus eine dauerhafte Rolle beim Ausgleich von Fehlern in unserem Wirtschaftssystem spielen*, ohne die unternehmerische Freiheit einzuschränken und Innovationen zu verhindern.

Neben dem Axiom der Geldneutralität warf Keynes noch zwei weitere einschränkende Axiome über Bord:

1. das *Axiom der Substituierbarkeit* und
2. das *Axiom der Ergodizität*.

²¹ Vgl. Keynes 1936, S. 314.

IV. Das Axiom der Substituierbarkeit

Dem Axiom der Substituierbarkeit zufolge lässt sich alles durch alles ersetzen. Das bedeutet, dass jede Preiserhöhung bei einem bestimmten Gut (oder einer bestimmten Dienstleistung) die Käufer veranlassen wird, weniger von diesem nun teureren und mehr von einem anderen, jetzt vergleichsweise billigeren Gut nachzufragen – wobei die Ausgaben jedoch insgesamt gleichbleiben. Betrachtet man beispielsweise Tee und Kaffee als Substitutionsgüter, so führt ein Anstieg des Tee-preises dazu, dass die Leute weniger Tee und dafür mehr Kaffee trinken. Geht man von der universellen Anwendbarkeit des Axioms der Substituierbarkeit und völlig frei beweglichen Preisen aus, so bedeutet das für einen Markt, auf dem zum gängigen Marktpreis nicht alle Artikel verkauft werden konnten, dass die Verkäufer einfach nur den Marktpreis im Vergleich zu allen anderen Preisen senken müssen, um alle unverkauften Artikel loszuwerden. Analog dazu folgt aus dem Axiom der Substituierbarkeit für den Arbeitsmarkt: Gibt es beim derzeit marktüblichen Lohn Arbeitslose, so kann man alle Bewerber in Arbeit bringen, indem man einfach die Löhne senkt.

Können alle auf einem Markt zum Kauf angebotenen Artikel verkauft werden, so bezeichnen Ökonomen das als „Markträumung“. Vollbeschäftigung herrscht immer dann, wenn der Arbeitsmarkt „geräumt“ ist, sprich wenn jeder einen Job hat, der bereit ist, zum marktüblichen Lohn zu arbeiten, und niemand unfreiwillig arbeitslos ist.

Verabschiedet man sich jedoch von der Vorstellung, dass das Axiom der Substituierbarkeit auf jeden Markt anwendbar sei, so haben Arrow und Hahn gezeigt, so wird allen mathematischen Beweisen für eine Lösung im Sinne der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie, wonach alle Märkte – einschließlich des Arbeitsmarktes – geräumt werden, die Grundlage entzogen.²² Anders ausgedrückt: Erklärt man nicht von Anfang an das Axiom der Substituierbarkeit zur Grundlage einer Theorie, so kann man anhand dieser Theorie nicht zeigen, dass alle Märkte (einschließlich des Arbeitsmarkts) geräumt werden – selbst dann nicht, wenn alle Preise frei beweglich sind. Ist die Substituierbarkeit nicht gegeben, so ist es unmöglich, den Nachweis zu führen, dass in einem System ohne Einschränkungen des Wettbewerbs und mit frei beweglichen Löhnen und Preisen alle Ressourcen restlos aufgebraucht werden.

Wie in Kapitel 7 näher zu erläutern sein wird, hat Keynes das Axiom der Substituierbarkeit im Rahmen seiner Ausführungen zur Liquidität und den „wesentlichen Eigenschaften von Zins und Geld“ verworfen.²³

²² Vgl. Arrow/Hahn 1971, S. 15, 127, 215, 305.

²³ Vgl. Keynes 1936, 17. Kapitel.

V. Das Axiom der Ergodizität

Worum geht es bei der Frage der Ergodizität? Wenn man sich vorstellt, der Weg eines Wirtschaftssystems auf der Zeitachse Richtung Zukunft werde von einem „stochastischen Prozess“ bestimmt, wie die Statistiker sagen, so lässt sich für die zukünftigen Folgen zu jeder in der Gegenwart getroffenen Entscheidung eine Wahrscheinlichkeitsverteilung angeben. Will man beim Fällen einer Entscheidung zu den wirtschaftlichen Auswirkungen in der Zukunft eine einigermaßen seriöse statistische Vorhersage machen, so müsste man logisch gesprochen stichprobenartig Daten aus der Zukunft erheben und auswerten, um die zukünftige Entwicklung des Marktes abzuschätzen. Da es nun aber unmöglich ist, Daten über die Zukunft zu erheben, gehen Ökonomen von der Annahme aus, die wirtschaftliche Entwicklung werde von einem ergodischen stochastischen Prozess bestimmt, so dass in der Vergangenheit und Gegenwart gewonnene Stichproben äquivalent zu einer Stichprobe aus der Zukunft sind. Das Axiom der Ergodizität geht mit anderen Worten davon aus, dass die zukünftige Marktentwicklung ein „statistischer Schatten“ der in Vergangenheit und Gegenwart erhobenen Marktdaten ist.

Um das Argument des „statistischen Schattens“ zu verstehen, müssen wir uns das Konzept der Ergodizität etwas genauer ansehen. Eine Realisierung eines stochastischen Prozesses ist definiert als Wert einer mehrdimensionalen Variable für einen bestimmten Zeitabschnitt, das heißt als eine Zeitreihe aufgezeichneter Ergebnisse. Ein stochastischer Prozess liefert ein ganzes Universum aus solchen Zeitreihen. *Zeitliche Statistiken* beziehen sich auf statistische Durchschnittswerte (wie das statistische Mittel, die Standardabweichung usw.), die über einen bestimmten Zeitraum hinweg aus einer einzigen Realisierung berechnet werden. *Räumliche Statistiken* dagegen beziehen sich auf statistische Durchschnittswerte, die zu einem einzigen Zeitpunkt berechnet sind, und beruhen auf der Gesamtheit aller Realisierungen. Räumliche Statistiken (wie das arithmetische Mittel, die Standardabweichung, usw.) werden also mit Hilfe eines Datenquerschnitts berechnet, das heißt aus Daten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt bei einzelnen Teilnehmern erhoben werden.

Ist der stochastische Prozess ergodisch, dann (und nur dann) fällt die zeitliche und die räumliche Statistik für eine Realisierung von unbegrenzter Größe zusammen. Für eine finite Anzahl an Realisierungen ergodischer Prozesse stimmt die zeitliche und die räumliche Statistik abgesehen von Zufallsfehlern überein. Anders ausgedrückt: Mit zunehmender Anzahl der Stichproben nähern sich die berechneten Werte der zeitlichen und räumlichen Statistik in der Regel an (und fallen unter Umständen ganz zusammen). Trifft das Axiom der Ergodizität zu, so sind aus in der Vergangenheit liegenden Zeitreihen oder Querschnittsdaten berechnete Statistiken verlässliche Schätzungen der räumlichen Statistik zu einem beliebigen zukünftigen Zeitpunkt.

Das Axiom der Ergodizität ermöglicht es also, die Entwicklung zu einem bestimmten zukünftigen Zeitpunkt zuverlässig vorherzusagen, indem man mittels

Zeitreihen oder Querschnitten gewonnene Daten statistisch ausgewertet. Die Zukunft ist demnach niemals ungewiss. Wenn man die bereits verfügbaren Daten statistisch nur genau genug ausgewertet, kann man die Zukunft stets zuverlässig voraussagen (ja, sie wird geradezu zur mathematischen Gewissheit). In einem ergodischen System ist die Zukunft zwar mit gewissen Wahrscheinlichkeitsrisiken behaftet, aber zuverlässig vorhersehbar.

In den nicht probabilistischen, deterministischen Modellen der Klassischen Theorie wird die Funktion des Axioms der Ergodizität vom Ordnungssaxiom übernommen. Dem Ordnungssaxiom zufolge kennen Menschen zu jedem beliebigen Zeitpunkt alle denkbaren zukünftigen Folgen einer Handlung und können die mit bestimmten Handlungsoptionen verbundenen Auswirkungen auf einer Skala von der wünschenswertesten bis zur am wenigsten wünschenswerten Folge anordnen. Wahre Ungewissheit tritt in deterministischen Modellen dann auf, wenn ein Individuum das ganze Spektrum möglicher zukünftiger Auswirkungen nicht angeben oder ordnen kann, weil der Entscheidungsträger a) sich die vollständige Liste zukünftiger Auswirkungen nicht vorzustellen vermag oder b) nicht alle Auswirkungen danach ordnen kann, wie wünschenswert sie sind, weil er nicht über genügend Informationen verfügt.²⁴ In von echter Ungewissheit geprägten Situationen kann man demnach weder das Axiom der Ergodizität noch das Ordnungssaxiom anwenden.

Kurz gefasst besagt das Axiom der Ergodizität, dass man die Zukunft stets zuverlässig vorhersagen kann, indem man ausgehend von in Vergangenheit und Gegenwart erhobenen Marktdaten Wahrscheinlichkeiten berechnet und diese auf denkbare zukünftige Folgen anwendet. Anders gewendet kann man dem Axiom der Ergodizität zufolge mit großer statistischer Treffgenauigkeit angeben, welche zukünftigen Auswirkungen eine heute getroffene Entscheidung hat. Lehnt man das Axiom der Ergodizität ab, so ist die Zukunft insofern ungewiss, als man sie auf Grundlage bekannter Marktdaten nicht zuverlässig voraussagen kann. Oder, wie es der Nobelpreisträger Sir John Hicks ausgedrückt hat: „Wir sollten wirtschaftliche Modelle entwerfen, in denen die Menschen nicht wissen, was passieren wird, und sich darüber bewusst sind, dass sie nicht wissen, was passieren wird. Genau so, wie es in der Geschichte stets der Fall war!“²⁵

Die Theorie der rationalen Erwartungen und die neoklassische Theorie dagegen schreiben einem ihrer Begründer zufolge „den Menschen im Modell sehr viel

²⁴ Vgl. Hicks 1979, S. 113, 115.

²⁵ Hicks 1977, S. VII. Nachdem er meinen Aufsatz über den Trugschluss der rationalen Erwartungen gelesen hatte, schrieb mir Hicks in einem Brief vom 12. Februar 1982: „Soeben habe ich Ihren Aufsatz über rationale Erwartungen gelesen. [...] Er gefällt mir ausgesprochen gut. [...] Sie haben damit meine Zweifel in eine *rationale* Form gebracht und mir vor Augen geführt, dass es eine verpasste Chance war, meinen Standpunkt nicht als nichtergodisch zu bezeichnen. Wenn man eine Botschaft an den Mann bringen will, braucht man ein solches Etikett.“

mehr Wissen über das System zu, in dem sie handeln, als dem Ökonomen bzw. Ökonometriker zur Verfügung steht, der mit Hilfe des Modells ihr Verhalten zu verstehen versucht“.²⁶ Die neoklassische Theorie unterstellt mit anderen Worten, dass die Menschen mehr über die Zukunft wissen als die Ökonomen, die ihre Modelle mit derart hellsichtigen Menschen bevölkern.

Da die Terminologie für das Axiom der Ergodizität erst 1935 explizit ausformuliert wurde, von der Moskauer Schule der Wahrscheinlichkeitstheorie, und in Westeuropa und den USA erst nach dem Zweiten Weltkrieg und Keynes' Tod populär wurde, war sie Keynes nicht bekannt. So erklärt sich, dass der Ausdruck „Axiom der Ergodizität“ trotz Keynes' Betonung der Ungewissheit und der Notwendigkeit von Liquidität weder in seinem Hauptwerk von 1936 noch in seinen anderen Schriften auftaucht. Trotzdem ist der Gedanke, dass dieses Axiom auf unser reales Wirtschaftssystem nicht angewendet werden kann, sowohl in seinen Ausführungen über die Ungewissheit als auch in seiner berühmten Kritik von Professor Tinbergens ökonometrischer Methodik klar erkennbar.²⁷

Wenn Unternehmer zu einem bestimmten Zeitpunkt verschiedene Investitionsmöglichkeiten gegeneinander abwägen, so Keynes, seien sie sich der Tatsache bewusst, dass die Zukunft ungewiss ist; sie wüssten, dass man aus den verfügbaren Daten mit Hilfe bestehender Wahrscheinlichkeiten keine aktuarische Schätzung zukünftiger Gewinne im Sinne einer statistischen Abschätzung des potentiellen Gewinns ableiten könne.²⁸ Keynes betonte den Unterschied zwischen seiner „Allgemeinen Theorie“ und der Klassischen Lehre, die davon ausgehe, dass

Tatsachen und Erwartungen in eine definitive Form gebracht und Risiken [...] statistisch exakt berechnet werden könnten. Man glaubte, die Ungewissheit mittels der Berechnung von Wahrscheinlichkeiten [...] auf eine ebenso berechenbare Form reduzieren zu können wie die Gewissheit. [...] Ich werfe der Klassischen Wirtschaftstheorie vor, dass sie selbst eine jener netten, feinen Methoden ist, die Lösungen für die Gegenwart zu finden versuchen, indem sie von der Tatsache abstrahieren, dass wir über die Zukunft herzlich wenig wissen. [...] [Alle Klassischen Ökonomen] haben übersehen, welcher grundsätzlichen Unterschied zwischen Theorie und Praxis sie durch diese Abstraktion einführen, und zu welchen Trugschlüssen sie damit verführt werden.²⁹

Keynes wies das Axiom der Ergodizität zurück, weil er der Auffassung war, dass realistische Theorien die Fähigkeit unregulierter Finanzmärkte, Investitionen an diejenigen Projekte zu leiten, die in der Zukunft die größten Gewinne abwerfen, nicht nachweisen können. Unter nichtergodischen Bedingungen lässt sich demgegenüber zeigen, dass die primäre Funktion der Finanzmärkte nicht (wie von der

²⁶ Sargent 1993, S. 23.

²⁷ Vgl. Keynes 1939a, S. 308. Keynes argumentierte, Tinbergens ökonometrische Analyse sei auf unser Wirtschaftssystem nicht anwendbar, da Wirtschaftsdaten über längere Zeiträume hinweg nicht homogen sind. Die Nichthomogenität der Daten ist eine hinreichende, aber keine notwendige Bedingung für einen nichtergodischen Prozess.

²⁸ Vgl. Keynes 1936, S. 136 f.

²⁹ Keynes 1938, S. 112–115.

Klassischen Theorie postuliert) in der optimalen Verteilung des Kapitals besteht, sondern darin, für Liquidität zu sorgen.

In den folgenden Kapiteln werde ich darlegen, wie sich aus Keynes' Betonung der Ungewissheit (also nichtergodischer Bedingungen) seine Argumentation ergab, dass die Entscheidung von Lohnempfängern, einen Teil ihrer aktuellen Einkünfte nicht für Industrieprodukte auszugeben (sondern zu sparen), eine zweite Entscheidung nach sich ziehe, nämlich die für bestimmte, liquide Wertpapiere, in die sie ihre Ersparnisse anlegen wollten. Keynes war der Auffassung, dass diese Entscheidung von Lohnempfängern, zu sparen und einen Vorrat an Liquidität anzulegen, (anders als von der Klassischen Theorie behauptet) von den aktuellen Investitionsentscheidungen von Unternehmern unabhängig ist.

Von der Klassischen Theorie des 19. Jahrhunderts wurde die Möglichkeit, die Zukunft könnte ungewiss sein, kategorisch ausgeschlossen. Stattdessen postulierte sie, dass wirtschaftliche Entscheidungsträger über die Zukunft genauestens Bescheid wüssten. Selbst wenn Entscheidungsträger die Zukunft nicht perfekt vorhersehen könnten, so nahm man Anfang des 20. Jahrhunderts an, so könnten sie diese auf der Grundlage von Marktdaten aus der Vergangenheit doch statistisch vorausberechnen. Die Neoklassische Theorie, die sich Ende des 20. Jahrhunderts durchsetzte, betrachtet das Axiom der Ergodizität explizit als notwendige Vorbedingung dafür, dass Marktteilnehmer rationale Erwartungen über eine statistisch zuverlässig voraussagbare Zukunft entwickeln können. Die Neoklassische Theorie geht ausdrücklich davon aus, dass alle Entscheidungsträger im Wirtschaftssystem durch die Analyse der Marktpreise in Vergangenheit und Gegenwart über „rationale Erwartungen“ verfügten, die statistisch begründeten Vorhersagen ebenbürtig seien. Für die Ausarbeitung dieser Theorie der rationalen Erwartungen wurde Professor Robert Lucas 1995 der Wirtschaftsnobelpreis verliehen.

Wahrscheinlich überrascht es Sie zu lesen, dass Lucas zwar zugibt, seine Analyse setze Axiome voraus, die „künstlich, abstrakt und völlig wirklichkeitsfern“³⁰ seien, die Wirklichkeitsferne seiner Axiome jedoch für einen entscheidenden Vorzug der von ihm entwickelten Neoklassischen Theorie hält. Für Lucas sind diese künstlichen, wirklichkeitsfernen Axiome die *einzige* wissenschaftliche Methode der Wirtschaftswissenschaften, denn diese klassischen Axiome ermöglichten es, unabhängig von der realen Welt politischer und wirtschaftlicher Institutionen logische Schlussfolgerungen anzustellen. Die von der Klassischen Theorie auf diese Weise ermittelten, unveränderlichen und unumstößlichen „Gesetze“ seien das sozialwissenschaftliche Äquivalent zu den unveränderlichen Prinzipien der „exakten“ Wissenschaften.³¹ Diese Definition des seiner Meinung nach einzig wissenschaftlichen Ansatzes in der Ökonomie ermöglichte es Lucas, Keynes aufgrund

³⁰ Lucas 1981, S. 563.

³¹ Der Nobelpreisträger Paul Samuelson (1969, S. 184f.) argumentierte, das Axiom der Ergodizität sei die einzige Möglichkeit, die Ökonomie zu einer „exakten Wissenschaft“ zu machen.

dessen ablehnender Haltung gegenüber einigen klassischen Axiomen als „unwissenschaftlich“ und keiner eingehenden Beschäftigung wert abzuqualifizieren.³² „Unter von Ungewissheit geprägten Bedingungen“, so Lucas, „sind wirtschaftswissenschaftliche Überlegungen wertlos“.³³ Kein Wunder, dass das analytische System von Keynes in den Aufsätzen und Lehrbüchern des akademischen Mainstreams derzeit keinen Platz hat.

Entfernt man die drei einschränkenden, klassischen Axiome Geldneutralität, Substituierbarkeit und Ergodizität aus dem schwarzen Zylinder der klassischen Theoretiker, so sind diese außerstande, das Kaninchen der Lohn- und Preisflexibilität als *das* Heilmittel gegen Arbeitslosigkeit aus ihrem Zylinder zu zaubern und zu behaupten, diese Flexibilität der Preise könne nur durch die Liberalisierung der Arbeits- und Warenmärkte erreicht werden.

In den folgenden Kapiteln erkläre ich genauer, weshalb Keynes' Ablehnung dieser klassischen Axiome wichtige Unterschiede zwischen der Klassischen Theorie und Keynes' „Allgemeiner Theorie“ zur Folge haben. Außerdem zeige ich auf, warum die genannten Axiome in der Klassischen Theorie zu einem Theoriegebäude führen, das keine Entsprechung in der Realität hat, wohingegen Keynes ein Wirtschaftssystem beschreibt, das unserer Erfahrungswelt entspricht.

VI. Der Todesstoß für Keynes' revolutionären Ansatz

In Keynes' „Allgemeiner Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes“ werden die drei einschränkenden klassischen Axiome, die nach Keynes' Auffassung über Bord geworfen werden sollten, nicht explizit genannt. Das lag unter anderem daran, dass die strikten axiomatischen Grundlagen der Klassischen Lehre 1936 noch nicht explizit ausformuliert und für Keynes deshalb nicht so einfach zu benennen waren. Insofern überrascht es kaum, dass vielen zeitgenössischen Lesern der „Allgemeinen Theorie“ nicht klar war, welche klassischen Axiome genau Keynes ablehnte und warum er das tat. Wie die oben zitierte Passage zeigt, sagte Keynes zwar explizit, dass das Axiom der Geldneutralität in seiner neuen „monetären Produktionstheorie“ weder auf kurze noch auf lange Sicht Platz habe. Das Axiom der Substituierbarkeit und das Axiom der Ergodizität werden in der „Allgemeinen Theorie“ jedoch nicht explizit genannt.

³² Wie ich in den folgenden Kapiteln näher ausführen werde, beruht der Anspruch von Lucas (1981) und Samuelson (1969), den einzig „wissenschaftlichen“ ökonomischen Ansatz zu vertreten, auf der Gleichsetzung des Axioms der Ergodizität mit Wissenschaftlichkeit. Diese Behauptung ist jedoch falsch. Die moderne Physik und andere „exakte“ Wissenschaften sind in jüngerer Zeit zu der Erkenntnis gelangt, dass manche von ihnen untersuchten Prozesse nichtergodischer Natur sind. Auf die Frage, inwiefern die Ökonomie eine nichtergodische Wissenschaft darstellt, gehe ich in späteren Kapiteln dieses Buches näher ein (vgl. dazu auch Davidson 1982/83).

³³ Lucas 1977, S. 15.

Viele der klügsten Nachwuchsökonominnen, die in den 1930er Jahren in den USA und in England ihre wirtschaftswissenschaftliche Karriere begannen (wie Paul Samuelson, James Tobin, J.R. Hicks oder James Meade), erkannten, dass die Arbeitslosigkeit ein zu großes und zu hartnäckiges Problem darstellte, als dass man es als bloße vorübergehende Fehlentwicklung hätte abtun können, das die Selbstheilungskräfte des Marktes langfristig schon aus der Welt schaffen würden. Ihr gesunder Menschenverstand sagte ihnen, dass die unsichtbare Hand vermutlich außerstande sein würde, innerhalb eines überschaubaren Zeitraums wieder für eine florierende Wirtschaft zu sorgen. Diesen „Jungen Wilden“ fehlte die Geduld, um auf die von der Klassischen Lehre versprochene Wiederbelebung zu warten.

Und doch waren diese jungen, aufstrebenden Ökonomen der 1930er Jahre anhand der Klassischen Theorie ausgebildet worden. Ihre Köpfe waren daher bereits voller gegenläufiger Überzeugungen, so dass sie die Schlüssel zu Keynes' Denkweise, die dieser ihnen zuwarf, nicht fangen konnten. Es fiel ihnen schwer, Keynes Begründung nachzuvollziehen, weshalb es angezeigt sei, sich von einigen klassischen Axiomen zu trennen. Als klassisch geschulte Ökonomen waren die „jungen Wilden“ nicht bereit, sich von impliziten, für die klassische Nachfragetheorie grundlegenden Axiomen zu lösen. Hinzu kam (wie ich in Kapitel 12 darlegen werde), dass in den Vereinigten Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg politische Kräfte am Werk waren, die ein Festhalten an den klassischen Axiomen notwendig machten, wenn man ökonomische Lehrbücher verkaufen und die eigene universitäre Karriere nicht gefährden wollte.

Wem der Glaube an das segensreiche Walten der unsichtbaren Hand eingetrichtert worden ist, für den sind alle klassischen Axiome per definitionem universelle Wahrheiten. Wer hart dafür gearbeitet hat, den Doktorgrad in den Wirtschaftswissenschaften zu erlangen und sich das Wohlwollen eines an der klassischen Theorie geschulten Ökonomen zu sichern – unerlässliche Voraussetzungen dafür, eine feste Stelle an einer angesehenen Universität zu erlangen –, für den wäre es geradezu eine Herkulesaufgabe, etwas in Frage zu stellen, was er als selbstverständliche Tatsache zu betrachten gelernt hat. Die jungen Ökonomen der 1930er und 1940er Jahre waren entweder nicht willens oder nicht in der Lage, ihre formalen Modelle von diesen klassischen Axiomen zu befreien, die den Nachfragebedingungen zugrunde lagen. Ihre Köpfe waren so voller „euklidischer“ Ideen der Klassischen Lehre, dass sie die „nichteuklidischen“ analytischen Einsichten, die Keynes ihnen zuwarf, nicht fangen konnten.

Stattdessen versuchten diese Nachwuchsökonominnen, Keynes' Schlussfolgerungen in mathematische Formalisierungen der klassischen Theorie zu übersetzen, die zu dieser Zeit als Ergebnis der Arbeiten von Hicks, Meade, Samuelson, Debreu und anderen mehr und mehr en vogue wurde. Da sie Keynes' „nichteuklidische“ Botschaft nicht zu entschlüsseln vermochten, versuchten sie seine Erkenntnisse zur Arbeitslosigkeit zu berücksichtigen, indem sie die klassische Theorie, die ihnen gelehrt worden war, um kurzfristige Angebotsengpässe (wie z. B. starre Nominallöhne oder Festpreismodelle) ergänzten.

Heute sind die meisten Ökonomen noch gründlicher an mathematischen Formalismen geschult, bei denen die einschränkenden klassischen Axiome unter einem Berg aus mathematischen Formeln vergraben sind. Den meisten Vertretern des ökonomischen Mainstreams ist daher gar nicht bewusst, welche klassischen Axiome sie im Rahmen der Interpretation ihrer komplexen mathematischen Modelle als gegeben voraussetzen. Ungeachtet dessen beruhen die gängigen makroökonomischen Modelle unserer Tage, mit denen die Entscheidungen „unabhängiger“ Zentralbanken und die wirtschaftspolitischen Maßnahmen fiskalkonservativer Regierungen gerechtfertigt werden, nach wie vor auf jenen drei klassischen Axiomen, die Keynes verwarf. Die Übertragung der politischen Implikationen dieser heute verbreiteten mathematischen Modelle auf die Realität ist, wie Keynes bemerkte, „irreführend und gefährlich“. Für die globalisierte Wirtschaft des 21. Jahrhunderts gilt das um so mehr. Die Folge der Anwendung jener stark formalisierten, mathematischen Version der Klassischen Theorie auf die Tagespolitik ist die Stagnation bzw. das geringe Wachstum, das derzeit in den meisten Industrieländern zu verzeichnen ist. Das gilt insbesondere für die Europäische Union, wo das Modell der Europäischen Zentralbank davon ausgeht, dass es sich bei Arbeitslosigkeit grundsätzlich um ein vorübergehendes Phänomen handelt.